Giotto. Ohne Bilder wären das nur Beschreibungen, die Baumeister und Architekten vielleicht interessieren könnten.

Wir wollen deshalb auf einem Rundgang durch die Kirchen nur das herausgreifen, was, weil es an Liebes und Bekanntes anknüpft, leichter unsern Lesern eine Vorstellung gibt und darum auch mehr interessiert.

Will man eine Reise in ein anderes Land oder in fremde Städte mit wirklichem Genuß und Nutzen machen, so tut man gut, vorher einmal zu überdenken, und nachzulesen, ob nicht da und dort, wohin man kommt, sich eine etwa uns bekannte Begebenheit zugetragen hat. Sonst kann es einem ergehen, daß man an einem berühmten Orte gewesen, und das, was man am meisten zu sehen gewünscht, hätte man nicht gesehen. Diese Reisevorbereitung ist für denjenigen, der sich speziell für Religiöses und die Orte interessiert, wo die Heiligen gewandelt sind, um so mehr notwendig, als von solchen Dingen die Reisehandbücher selten, wie man es wünscht, Kunde geben. Wir hatten solche Studien nicht machen können, da wir uns schnell zur Reise entschließen mußten, und hätten so gerade hier in Florenz ein solches Uebersehen zu unserm großen Bedauern bald zu beklagen gehabt.

Wie oft hatten wir in der Lebensbeschreibung des hl. Aloysius gelesen, daß hier in Florenz der liebe Heilige als Knabe vom neunten bis zum zwölften Lebensjahre gewohnt, daß er in der alten Servitenkirche la santissima Annuntiata vor dem Bilde der Mutter Gottes gekniet und dort das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt habe.

Und jetzt wandeln wir durch diese vom Duft des lieblichen Heiligen durchwohnten Hallen der Kirche bei annuntiata und an Aloysius denken wir nicht. Da plötzlich fällt uns bei einem Rundgang durch das Chor ein an einem Altare gemaltes kleines Bild — der hl. Aloysius — in die Augen. Er kniet in der Mitte seiner Zelle auf einem Betstuhl, sein Brevier vor sich, Krone und Geißel zu seinen Füßen. Sein Haar ist rot (wegen seiner Seltenheit in Italien eine besondere Schönheit), sein Gesicht schmal und fein und eine lange umgürtete Soutane hebt die zarte Gestalt noch mehr hervor. Im Hintergrund des Bildes ist die Verkündigung Mariä wie in Weihrauch gehüllt, dargestellt.

Mit dem Anblick kam es wie eine Erleuchtung über uns. Ein lichter Schein legte sich mit diesem Augenblicke auf die Kirche bei Annuntiata, in der wir von nun an einen kleinen Knaben hier an den Altären und dem Beichtstuhl sich bewegen und knien sahen, zu dem man seit jungen Jahren als zu dem schönsten Vorbilde aufzublicken gelehrt worden, Aloysius von Gonzaga. Unsere Leser werden begreifen, daß wir von nun an die Zeit, die wir noch in Florenz weilten, jeden Tag mehrere Male zu der Kirche, die uns jetzt mehr als ein schönes Bauwerk war, gingen, um unserer und unserer Freunde Anliegen dort der Mutter Gottes vorzulegen, wo der hl. Aloysius so oft dasselbe getan.

Die Kirche bei Annuntiata, von Servitenmönchen bedient, ist eine der größten und schönsten Kirchen der Stadt, das Lieblingsheiligtum der Florentiner, die dort alles an ihren großen Landsmann und Mitbürger, den hl. Philippus Benitius erinnert.

Der geräumige Vorhof und die Kirche mit der großen Chorrotunde sind geschmückt mit herrlichen Bildern des Andrea del Sarto und Perugino, das Leben der allerseligsten Jungfrau und des hl. Benitius darstellend. Links beim Eintritt ist die Muttergotteskapelle. Den Mittelpunkt dieses Heiligtums bildet ein Freskogemälde aus dem 13. Jahrhundert, wahrscheinlich von Fra Bartolomäo, das die Verkündigung darstellt. Die selige Jungfrau, im ganzen Reize ihrer jungfräulichen Jugend und Schönheit strahlend, sitzt da in ihrer Kammer, das Haupt und das seelenvolle Auge in einer lieblichen Entzückung noch oben gewandt; vor ihr kniet der Engel der Verkündigung in weißem Gewande und von oben außer dem Gemache sendet der himmlische Vater in seinen, goldenen Strahlen den hl. Geist auf die emporblickende Jungfrau. Es ist ein lieblich schönes Bild. Aus Verehrung ist es meist verhüllt, und nur zuweilen wird es bei feierlichen Gelegenheiten den Blicken des Volkes zugänglich. Eine Kopie des Bildes findet sich auch in einer Chorkapelle des Kölner Domes, rechts, nicht weit vom sogenannten Dombild. Der Altar, der einen lebhaft an den Hochaltar in der Kölner Ursulinenkirche, wenn dieser geschmückt ist, erinnert, und das überaus reiche Thronbach, reich mit Gold, Silber, Edelsteinen und einer kunstvollen Votivtafel ausgeziert, sind großenteils eine Ehrenspende des Geschlechtes der Medici. So steht denn auch über einem in der Mitte des Altares sich befindenden in Silber prachtvoll getriebenen Relief geschrieben: „dedicavit ferdinandus medices magnus." „Dies verehrte der Gottesmutter Ferdinand aus dem Hause der Medizäer." An der Stelle, wo an unseren Altären das Antipendium sich befindet, ist eine wunderschöne, ebenfalls in Silber getriebene Reliefdarstellung. In der Mitte kniet hier auf einem Schemel der hl. Aloysius. Er trägt der damaligen Zeit entsprechend einen hochstehenden Spitzenkragen, einen Mantel, aus dem zur Seite der untere Teil des Degens hervorschaut. Zur Linken steht eine Gruppe von Hofleuten und Geistlichen, die Verwunderung im Blicke auf die dort fromm kniende Knabengestalt schauen. Auf der anderen Seite erscheint in der Eingangstür zum Heiligtume eine zweite Gruppe. Im Vordergrunde derselben sinkt ein geistlicher Würdenträger, wahrscheinlich der hl. Karl Borromäus, auf die Knie nieder, gleich hinter ihm eine fürstliche Figur, offenbar der Vater des hl. Aloysius, der lebhaft und erregt die Hand nach seinem Sohne ausstreckt, als wolle er sagen: Also muß ich dich hier finden, den Erben meines Thrones. Im Hintergrunde Servitenmönche und andere Hofleute in dramatischer Haltung; nebenan auf zwei Seitenfeldern knien zur Rechten und Linken des hl. Aloysius unten sein Bruder und mehrere seiner Schulkameraden.

Es ist uns dieses Chörchen in den drei Tagen, die wir noch in Florenz waren, wie gesagt, ein liebes Plätzchen geworden. Neben dem findet sich nämlich ein viereckiger Kapellenraum mit einer Bank, wohin man still und ungesehen hinein kann. Unvergeßlich schön war es hier am Abend des Dreikönigsfeiertages. Wir hatten den Tag über in der Kirche ein feierliches, vom Abt zelebriertes Hochamt und dabei sehr schönen Gesang und ein sehr schönes Orgelspiel gehört, nachmittags in der Taufkirche des Domes einer italienischen Christenlehre beigewohnt und die Ohren angestrengt, um doch wenigstens etwas von den Vorgängen zu verstehen. So waren wir froh, jetzt ein Stündchen zu stillem Gebete zu finden. Vor allem dachten wir daran, wie viele fromme Jünglinge und Jungfrauen jetzt in Köln den vierten aloysianischen Sonntag feiern würden und hätten sie alle so gerne in dieser Abendstunde in diese Kirche und vor dieses Heiligtum gewünscht.

Es war ein Kommen und Gehen von vielen Menschen und doch eine Ruhe um diesen Altar, als wenn die Leute auch hier das Wort des Herrn zu vernehmen meinten: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land!" Und gar liebliche Bilder zogen an unserem Auge vorüber. Erst kamen zwei Knaben von 14 und 15 Jahren mit wahren Aloysiusgesichtern und knieten lange Zeit mit ihrem Vater so in Andacht versunken nieder, daß diese kindliche Frömmigkeit uns ganz ergriff. Dann kam ein alter Herr mit weißen Haaren, lehnte lange an einer Säule und sah zum Muttergottesbilde auf. Ob er, selbst ein Bild des alten Simeon, mit diesem wohl beten wollte: Nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen? Eine Mutter kam mit ihrem dreijährigen Söhnchen, ließ es hinknien vor dem Altar und faltete ihm die Händchen mit einer Innigkeit, als müsse der Kleine das Nämliche empfinden, was in diesem Augenblicke an Vertrauen und Hilfeverlangen durch der Mutter Seele zog. Ein junger vornehmer Mann kommt und nachdem er eine Zeit lang mit Inbrunst gebetet, steigt er die Stufen herauf und küßt wie der Priester bei der hl. Messe andächtig den Altar; Braut und Bräutigam und junge Männer und Frauen erscheinen an demselben Platze mit ihren Anliegen und Sorgen und dann zuletzt noch ein achtjähriger Kleiner, im Alter wie Aloysius, und ebenso zart und fein von Gestalt, hängt wie ein echter Italiener sein Käppchen ohne weiteres an eine Kante der Tischplatte des Altares, um dann mit kindlichem Vertrauen sich der Gottesmutter zu empfehlen.

Daheim.

Daheim! daheim! Wie schwingt das Wort — Sich von der Lippe jubelnd fort! — Denn was mir Gott an Glück beschert, — Das schlingt sich, reich an Duft und Glanz, — Ein voller, frischer Blütenkranz, — Daheim um meinen Herd.

Daheim! daheim! Nach Müh und Last — O wie so lockend winkt die Rast, — Wenn ich am Abend heimgekehrt, — Mir Gruß um Gruß entgegenklingt, — Und Weib und Kind mich froh umringt — Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! Der Welt Gebraus — Umrauscht von fern mein stilles Haus; — Vergessen ist, was mich beschwert, — Vergeben ist, was mich gekränkt, — In Frieden ruht mein Herz versenkt — Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! Die Treue wacht — An meiner Schwelle Tag und Nacht, — Die streng den Eingang allem wehrt, — Was nicht geziemt dem braven Mann — Und nicht vor Gott bestehen kann — Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! Doch wer mir schmückt — Den Herd, dem sei die Hand gedrückt; — Die kleinste Gabe gilt mir wert, — Ein Bild, ein Liedchen freudenklar, — Ein Märchen für die muntre Schar — Daheim an meinem Herd.

Daheim! daheim! Wenn Leid und Lied — Verklingt und Bild um Bild entflieht; — Nach oben ist mein Blick gekehrt, — Wo mich die ew'ge Heimat grüßt — Wenn brechend sich mein Auge schließt — Daheim an meinem Herd.

Hoch Deutschland.

Jüngst stand ein englischer Offizier — Vor seinem Kasino in der Tür — Vor ihm eine große Kinderschar — Der auf gut Deutsch er wackte klar — Schokolade bekäme ein großes Stück — Jedweder, — den Kindern leuchtet der Blick — Der trete behend heran zu den Stufen — Um dann ganz laut „Hoch England" zu rufen. — Doch alles im Kreise bleibt stumm und still — Denn keiner „Hoch England" rufen will. — Auf einmal laut eine Stimme erschallt — Und weithin über die Straße es hallt — „Hoch Deutschland" ruft ein ganz kleiner Knirps — Hei, kriegt man dich jetzt, du stirbst — So denkend, läuft wie ein Has' er davon — Da hat ihn ein Brite beim Kragen schon — Und bringt ihn zum englischen Offizier — Der droben noch steht in des Hauses Tür. — Wie zittert und bebt da der arme Wicht — Doch freundlich zu ihm der Leutenant spricht: — Für dieses Mal werde statt Recht dir Gnade — Denn sieh, die große Tüt' Schokolade — Sollst du bekommen nun ganz allein — Weil du ein echter Deutscher willst sein — Wer als Junge schon ist so charaktervoll — Wird später ein Mann auch Zoll für Zoll — Wer liebt und hoch hält sein Vaterland — Wird als Trefflicher auch vom Feind anerkannt. — Die andern Jungen bekamen nun Mut — Sie schwenkten mit ihrem kleinen Hut — „Hoch Deutschland" scholl es aus dreißig Kehlen — Doch wollte der Ruf seine Wirkung verfehlen — Denn unser Engländer, war viel zu klug — Und kannte die kleinen Jungen genug — Seine Augen unter dem metallenen Helme — Erkannten die Schlauheit der kleinen Schelme — Zu bekommen ein Stück Schokolad' in die Hand — Ließen hoch sie leben das Vaterland.

Literarisches.

„Mehr Freude", von Bischof Dr. von Keppler, Herder, Freiburg, ort. 8 Mk. Wie sollte man den nicht herzlich willkommen heißen, der den Menschenherzen in diesen traurigen Zeiten von der Freude spricht, und nicht blos das, sondern auch die Quellen aufweist, wo wahre und edle Freude zu finden ist. Das tut dieses schöne inhaltreiche Buch von Keppler, wovon eben das 125.—150 Tausend erschienen ist: allein ein Beweis, wie viele schon in ihm ein wirkliches Trostbuch gefunden haben. Wir möchten es darum als schönes Geschenk besonders in Erinnerung bringen und warm empfehlen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

„Autorisé par la censure"



Nr. 3. Sonntag, 19. Januar. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 19. Januar: Kanut.
Montag, 20. Januar: Fab. u. Seb.
Dienstag, 21. Januar: Agnes.
Mittwoch, 22. Januar: Vinzenz.
Donnerstag, 23. Januar: Mar. V.
Freitag, 24. Januar: Timotheus.
Samstag, 25. Januar: Pauli Bek

Sonntagslesung.

Von der Lehre der Wahrheit.

Je mehr ein Mensch eins mit sich und in seinem Innern die Einheit liebt, desto leichter lernt er höhere Dinge kennen, denn die Erkenntnis kommt ihm dann von oben.

Ein Mensch, der rein, einfältig und in sich gefestigt ist, wird auch durch die mancherlei Geschäfte des Lebens nicht zu viel zerstreut, denn seine Gedanken und sein Tun sind auf die Ehre Gottes gerichtet und sein Streben ist es, all den geheimen Wünschen der Eigenliebe auf immer Feierabend zu gebieten.

Ein guter Mensch, der sich seinem Gott geweiht hat, ordnet zuerst in seinem Innern alles, was er hernach im Aeußeren zustande bringen will. Nicht läßt er sich dahin ziehen, wo die sündhaften Neigungen ihn haben wollen, sondern er zieht und lenkt die Neigungen dahin, wo die Vernunft und der Glaube und Gottes Gebot sie haben wollen. Gibts wohl einen schwereren Kampf, als den, den man mit sich selbst, d. h. mit seinen ungeordneten Neigungen und Begierden kämpfen muß?

Und doch sollte das unser eigentliches Geschäft hier auf Erden sein, sich selbst überwinden und täglich mehr Stärke über sich gewinnen und so täglich im Guten vorwärts zu schreiten.

Ein Gewissen ohne Makel und ein Leben voll Tugend ist ohne Vergleich mehr wert, als alles Wissen und Erkennen.

Wenn wir so rastlos daran arbeiten, hier Fehler auszurotten, dort Tugenden zu pflanzen, wie wir nicht müde werden, weiß Gott was zu lesen und zu wissen, es würde nicht so viel Unrecht auf Erden, nicht so viel Aergernis im Volk, nicht so viel Mangel an Zucht im Priester- und Ordensstande geben.

Nicht so sehr Wissen, als Tugendkultur ist echte Seelenkultur.
Thomas von Kempen I, 8.

Das Wissen ist ein köstlich Ding
Und auch sein Nutzen nicht gering.
Doch schöner deucht mir Tugend üben
Und Gott und Menschen wahrhaft lieben.

Die erste Liebe.

II.

Die barmherzige Liebe des Christentums steht in erster Linie auf die Bedürftigkeit; sie fragt nicht, was der Bedürftige sonst ist, aber danach um so mehr, ob er wirklich bedürftig ist. Auf die Not und das Elend richtet die barmherzige Liebe ihren Blick.

Bei der heidnischen Freigebigkeit tritt die Bedürftigkeit ganz zurück. Man schenkt und gibt nicht, der Not abzuhelfen, sondern zur Erhöhung des Beschenkten, wie heute ein reicher Mann und Vater seiner Frau oder seiner Tochter zu Weihnachten einen kostbaren Diamantenschmuck schenkt. Von einem eigentlichen Bedürfen dieses Schmuckes kann ja bei den beiden höchstens in sofern die Rede sein, als sie nicht gerne hinter anderen Frauen und Töchtern ihres Standes zurückstehen möchten.

Aber auch da, wo Bedürfnisse des täglichen Lebens den Gegenstand der Schenkung bilden, frug man doch nicht nach der Bedürftigkeit des Einzelnen. Der Bürger empfängt seinen Anteil, auch wenn er nicht bedürftig ist, während der Nichtbürger ausgeschlossen bleibt, wie bedürftig er auch sein mag. Aehnlich wie heute z. B. ein reicher Gutsbesitzer oder Rentner, in der Freude daran und in dem stolzen Bewußtsein, daß aus seiner Familie recht viele Geistliche stammen, eine große Studienstiftung macht, und als Maßstab der Teilung die Nähe der Verwandtschaft angibt. Da kann es kommen, daß ein junger Theologe dieses hohe Stipendium bezieht, der sonst von Haus aus reich ist, und den die Eltern ohne fremde Beihülfe sehr gut könnten studieren lassen.

Bei dieser heidnischen Freigebigkeit empfängt wie gesagt der Staatsbürger als Staatsbürger seinen Anteil, auch wenn er nicht bedürftig ist, während der Nichtbürger, eben weil Nichtbürger, ausgeschlossen bleibt, auch wenn er noch so bedürftig ist. Meist beschränken sich die Geschenke eben auch nur auf den Kreis der Bürger. Wo sie darüber hinausgehen, wo auch die sogenannten Inquilien, Eingewanderten und Mitbewohner, die kein Bürgerrecht hatten, an den Getreidespenden und den Gastmählern teilnahmen, oder wo ein freies Bad auch Fremden und Reisenden offen steht, da geschieht das doch nicht mit Rücksicht auf ihre Bedürftigkeit, sondern nur, um die Freigebigkeit des Schenkgebers in einem um so höheren Glanze erstrahlen zu lassen.

Bezeichnend ist, daß, wo für die Spenden ein Maßstab angegeben wird, entweder bestimmt wird, daß alle die gleiche Gabe erhalten, oder die Höhergestellten das doppelte und dreifache erhalten sollen, also der umgekehrte Maßstab der Bedürftigkeit. Denn so erhielten die am meisten, die, in der Regel wenigstens, im geringsten Maße bedürftig waren.

Bezeichnend und charakteristisch ist es ferner, daß jeder anstandslos solche Spenden hinnimmt, auch wenn er nicht bedürftig ist. Man war bei weitem nicht so bedenklich und prüde, Geschenke anzunehmen, wie wir heute. Wenn heute bei einer Beerdigungsfeierlichkeit den hinter dem Leichenwagen in Zylinder und Glacee einherschreitenden Herren mit dem Totenzettel auch ein Geldstück überreicht würde, würden die meisten sich doch bedenken, es anzunehmen. Damals nahm es jeder. Kam es doch auch vor, daß auch Wohlhabende die Getreidespende annahmen und gar durch ihre freigelassenen Sklaven holen ließen. Es wird eben alles nicht als Almosen, als eine Beisteuer für bedürftige Lage betrachtet, und war es auch nicht.

Im tiefsten Grunde liegt der Unterschied zwischen der alten heidnischen Freigebigkeit und der christlichen Caritas darin, daß diese immer nur das Wohl der Armen, der Notleidenden im Auge hat; ihnen zu helfen ist ihr einziges Ziel, während der Römer, der die Tugend der Freigebigkeit, der Liberalität übt, in Wirklichkeit auf sich selbst sieht, nicht immer in der schlimmen Weise, daß er, wie manche, die im Staate oder in der Bürgerschaft etwas werden wollen, durch große Geschenke um die Gunst der großen Haufen buhlte, der das Wahlrecht hatte, auch nicht immer aus gemeiner Eitelkeit, aber doch so, daß ihm diese Liberalität und Freigebigkeit das Mittel ist, den Glanz seines Namens, seiner Stellung und seines Hauses, oder, was ja auch ihm selbst zu Gute kam, den Glanz seiner Vaterstadt, des bürgerlichen Gemeinwesens zu entfalten und zu mehren. Christliche Barmherzigkeit ist selbstverleugnend, heidnische Liberalität im Grunde genommen selbstsüchtig, wenn auch die persönliche Selbstsucht durch die Interessen des Gemeinwesens beschränkt wird, demgegenüber der Grieche und Römer auch Opfer zu bringen bereit war.

Auf zum Gebet!

Ein furchtbares Erdbeben hat vor Jahren einmal die Insel Sizilien heimgesucht. Ganze Städte sind in Trümmer gesunken und mehr als zweihunderttausend Menschen ums Leben gekommen. Von einem anderen Erdbeben in Südamerika am 31. August 1906 erzählen die „Katholischen Missionen" folgendes:

Es war um 10 Uhr 20 Minuten morgens. Ein beängstigendes Rauschen und Krachen erfüllte die Luft. Es kam vom benachbarten Walde her, dessen Bäume so heftig hin und her geschüttelt wurden, daß ihre Kronen gegeneinander schlugen. Dicke Aeste brachen ab und fielen mit Getöse zu Boden. Dann folgten schreckliche Minuten, die wohl keiner von uns je in seinem Leben vergessen wird. Die Ufer des Flusses erhoben sich auf einmal hoch aus dem Wasser empor, um dann wieder schnell zu versinken. Das wiederholte sich mehrere Male. Die Negerhütten am Ufer stürzten krachend zusammen. Die Bewohner, welche sich zum Glück auf kleine Anhöhen gerettet hatten, lagen auf den Knien und schrien mit hoch erhobenen Händen zum Himmel: „Misericordia — Barmherzigkeit!" Wie eine stark in Bewegung gesetzte Wiege schwankte die Erde hin und her. Wenn so der plötzliche Tod in Sicht kommt, lernt auch der Laue und selbst der Ungläubige beten.

Während dieses Erdbebens erlebte man in einer nahe gelegenen Stadt, wo es viele Katholiken gab, einen eigentümlichen Auftritt. Alles Volk liegt auf den Knien und betet. Nur ein ungläubiger Arzt bleibt kerzengrade stehen und macht sich lustig über das du. Volk. Der Boden schwankt immer bedenklicher; immer unheimlicher wird das Knirschen und Krachen der sich wiegenden Gebäude, und der hohe Kirchturm schwankt beängstigend hin und her. Da nimmt der Herr Doktor wenigstens den Hut ab. Das Erdbeben wird stärker und stärker und das Geschrei der Menge immer herzzerreißender. Die Glocken fangen von selbst zu läuten an. Die herbeigeeilten Priester erteilen schon die heilige Lossprechung. Nun kniet auf einmal auch der Doktor, aber beten kann er noch nicht. Da vernimmt man plötzlich ein fürchterliches Getöse und Krachen. Die Spitze des Turmes ist aus einer Höhe von 30 bis 40 Meter herabgestürzt. Eine dichte Staubwolke verhüllt den Blicken die Unglücksstätte, und das Aechzen und Stöhnen der Verwundeten durchdringt die Luft. Jetzt schreit mit einem Male der eben noch so starrsinnige Ungläubige: „Betet, betet wenigstens ihr, unschuldige Seelen; wir Alten können es nicht mehr!"

Ja, Not lehrt beten! In der Stunde der höchsten Not, wenn es dem Menschen ans Leben geht, gedenkt der Ungläubige wieder des Glaubens seiner schuldlosen Kindheit, und mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt drängen sich die Worte des Gebetes auf seine Lippen.

Scheint denn nicht auch jetzt die Erde unter unseren Füßen zu wanken? Nicht so zu verstehen, als wenn das Feuer im Innern der Erde und die durch dessen Dämpfe erregte Spannung, oder der Zusammensturz großer, vom Feuer verzehrten Massen ein wirkliches Erdbeben hervorgerufen hätten. Aber die wilden Leidenschaften der Menschen, die machen die Welt zu einem Vulkane. Die Schreckensherrschaft, die sich auf den Straßen Berlins, Düsseldorfs, Dortmunds und anderer Städte breit machte und friedliche Bürger bedrohte, die Gärungen, die in dem erregten Volkskörper sich erheben, sind sie nicht dem Zittern eines Erdbebens vergleichbar? Oder meint man nicht die Flammensäulen wie beim Ausbruch eines Vulkans vor sich zu sehen?

Und wer gebietet den Leidenschaften Halt? Wer bringt die betörten Menschen wieder zur Vernunft? Man weiß ja, wie wenig da Worte und gute Mahnungen fruchten! Es ist, als wenn man gegen den Sturm rief. Im nächsten Moment verschlingt er die Menschenstimme und sein Heulen geht weiter. Da müssen wir wieder beten und sagen: „Unsere Hülfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Wir lesen über den Untergang der Titanik, als das Schiff bei dem furchtbaren Zusammenstoß mit einem Eisberge in allen Fugen krachte und dann wie ein tödlich verwundeter Löwe sich auf die Seite legte und den vielen hundert Passagieren der Untergang im Wassergrabe vor Augen stand, da hätten sie alle zum Himmel um Hülfe gerufen. Es ging ihnen, wie einst den Jüngern beim Sturm auf dem See Genesareth: „Herr hilf uns, wir gehen zu Grunde". Wie viele Hände, die seit vielen Jahren vielleicht nie mehr zu einem Gebet sich zusammengefaltet hatten, mögen sich in dieser Stunde der Gefahr und Not wieder gefaltet haben!

Ob wir nicht bald ähnliches im Kreise derjenigen erleben, die sonst fürs Gebet nur ein Hohngelächter gehabt und nur noch alten Weibern dazu ein Recht zugestehen wollten! Wer weiß, ob, wenn nicht bald der Revolutionssturm sich legt, nicht noch manch ein Führer der Sozialdemokraten, wie einst Robespierre, fürchtend für das eigene Leben, wünscht, es möchten doch noch viele geben, die wieder zum Gebetbuch und zum Rosenkranz griffen und wieder den Weg zur Kirche fänden.

Uns fordert in dieser Zeit der hl. Vater wieder zum inständigen Gebete zum göttlichen Herzen auf, und unser Erzbischof hat in diesem Sinne öffentliche Gebete in der Erzdiözese angeordnet. Folgen wir gerne diesem Rufe und empfehlen wir bei der hl. Messe dem himmlischen Vater das Heil unseres armen Vaterlandes.

Psalm 120.

1. Ich hebe meine Augen zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt.
2. Meine Hülfe ist von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
3. Er läßt nicht wanken deinen Fuß; er schläft nicht, der dich behütet.
4. Siehe, er schlummert und schläft nicht, der Israel behütet.
5. Der Herr behütet dich; der Herr ist dein Schirm über deine rechte Hand.
6. Des Tages wird dir die Sonne nicht schaden, noch der Mond des Nachts.
7. Der Herr behütet dich vor allem Bösen; der Herr behütet deine Seele.
8. Der Herr behüte deinen Eingang und deinen Ausgang von nun an bis in Ewigkeit.

Was nun?

Trifft man jetzt auf der Straße einen Bekannten, der sich lebhaft für die politischen Ereignisse interessiert — und wer täte das heute nicht — dann ist immer die erste Frage: Was nun?

Die Vergangenheit mit all dem Schrecklichen, das sie gesehen, mit den Umwälzungen, die den Sturz der Herrscherthrone herbeigeführt, scheint vergessen. Man fragt sich nur bange: Was mag die Zukunft bringen? Als Regierungsform wohl ohne Frage die Republik.

Wie sehr man nun auch bedauern mag, daß unser doch edelgesinnter Kaiser vom Schauplatz hat abtreten müssen, sein Thron wird wohl nicht mehr aufgerichtet. Auch der Königtreueste muß sich mit der Tatsache abfinden und denken:

Nicht zähle, was im Brand des Hauses dir verbrennen,
Zähl, was gerettet ist, und halt es für gewonnen.

Wie stellt sich nun aber der Katholik zu dieser uns bis jetzt nur in der Theorie bekannten Staatsform?

Die Republik ist nach katholischer Lehre und Anschauung eine ebenso zulässige Staatsform, wie die Monarchie, das Königtum. Und wenn die republikanische Staatsgewalt rechtmäßig entstanden oder doch rechtmäßig geworden ist, müssen wir den Trägern der neuen Staatsgewalt ebenso — natürlich, soweit das mit dem Gewissen verträglich ist, und diese Regierung nichts fordert, was vor Gott unerlaubt ist — wie vorher dem Kaiser Gehorsam leisten.

Eigentümlich ist nun allerdings die für den tiefer Denkenden leicht begreifliche Erscheinung, die auch die Sozialdemokratie zum Nachdenken zwingen müßte, daß der jetzt ans Ruder gekommenen republikanischen Regierung, obwohl sie keine eigentliche Rechtsgrundlage hat, die Katholiken und die bürgerlichen Kreise, zu denen doch die Sozialdemokratie nach ihrem Wesen im schärfstem Gegensatze steht, sich fügen, während aus ihren eigenen Reihen, in den Unabhängigen und der Spartakusgruppe ihnen die grimmigsten Feinde erwachsen. Was soll es geben, wenn es nicht möglich wäre, diese Schädlinge des wahren Volkswohles, diese Störenfriede der öffentlichen Ordnung, denen die Anarchie und die Herrschaft des Straßenpöbels berechtigte Herrscherformen sind, in ihre Schranken zu weisen und ihren schlimmen Einfluß auf die von rohen Instinkten geleiteten Massen zu hemmen!

Allerdings können die Spartakusleute die alten Sozialdemokraten, die sich über ihre Rüpelhaftigkeit beschweren, an das Wort Rückerts erinnern:

Der Weber sprach, als ich das Tuch nicht wollte loben,
Wie du's gesponnen hast, so hab ich es gewoben.

Es ist gewiß zuzugeben daß es für Ebert und Scheidemann eine schwierige Aufgabe ist, auf einen Trümmerhaufen gleich ein neues Haus zu bauen, aber dann hätte man auch nicht früher so laut sollen in die Posaune stoßen, daß, wenn die Sozialdemokratie ans Ruder käme, gleich der Völkerfrühling anbräche und die alles erleuchtende und belebende Geistessonne jeden Morgen ein paar Stunden früher aufginge. Und nun sieht man auch nicht einmal einen einzigen Lichtpunkt, im Gegenteil, statt einer freundlichen Morgenröte hat uns die Revolution nur das tiefdunkle Abendrot einer mehr und mehr sinkenden Kultur gebracht.

Was wird aber in der neuen Republik von uns verlangt? Vor allem, daß wir aus der alten Zeit den Geist der Pflicht, des Gehorsams und der Ordnung herüberretten. Man mag über den Militarismus denken und schimpfen, wie man will, das muß man doch anerkennen, er hat es verstanden, die Menschen einzuordnen in Reih und Glied, Zucht und Disziplin den Soldaten geradezu einzuimpfen. Der letzvergangene November hat uns das gezeigt. Was wäre geworden, wenn dieser Geist der Zucht nicht auch da sich noch bewährt hätte, als die Armeen aufgelöst und nun in schnellen Märschen über den Rhein zurückgeführt werden mußten.

Man mag auch vieles an unserer Beamtenwelt auszusetzen gehabt haben, das muß man ihr jedoch lassen: Ordnung und systematische Arbeit war doch oft bei staatlichen und städtischen Behörden zu bewundern. Oder was hätten denn die Sozialdemokraten angefangen, wenn ihnen eine geschulte Beamtenschaft die Hilfe versagt hätte? Die hätten ja dagestanden wie kleine Kinder.

Gewiß, die alte Ordnung hat schwierige politische und soziale Fragen nicht gelöst, auch vielleicht nicht zu lösen verstanden, aber haben das unsere jetzigen Machthaber, noch einmal gefragt, denn besser oder überhaupt getan? Nicht alles was alt ist, ist deswegen schlecht, weil es alt ist und nicht alles Neue recht, weil es neu ist. Wir sehen ja: die rote Fahne tut es nicht. Bis jetzt sind wir doch unter ihrem Vortrag noch nicht ins Schlaraffenland und das versprochene Paradies gekommen. Das fühlt jeder, selbst der eingefleischteste, ruhig denkende Sozialdemokrat: Zucht und Ordnung brauchts und zwar bald, sonst kommen wir zu den allertraurigsten Zuständen, zu Zuständen, in die man das arme Rußland gestürzt, wo die Menschen zu hunderten und tausenden Hungers sterben und keiner seines Lebens mehr sicher ist.

Vor Jahren hat einmal, und das mit Recht, die sozialdemokratische Rheinische Zeitung die Geißel über einen Fastnachtsball in Köln wegen der dort vorgekommenen Unsittlichkeiten geschwungen, wenn aber die Reformpläne des Dr. Wyneken, den man anfangs ins Kultusministerium berufen, in der Regierung Anklang und Förderung finden sollten, dann schafft man nicht der Freiheit eine Gasse, sondern die Gassenfreiheit wird die der Jugend und die Ausschweifungen werden von Straßen und Häusern in die Familie getragen und wie eine vergiftende Influenza die Sittlichkeit und die Pietät gegen die Eltern vollständig untergraben.

Dieser Wunsch nach Ordnung muß aber ganz besonders auch jeden Katholiken beseelen und ihn jetzt am 19. Januar zur Wahlurne führen. Wir wissen und sehen es jetzt wieder zu unserem Schrecken bestätigt, Menschenwort, Warnung, Mahnung und Beschwörung, wie in diesen Wochen auch die augenblicklich Regierenden sie an ihre früheren Genossen, jetzt feindlichen Brüder, die Spartakusleute richten, verfangen nicht. Wie soll das auch?

Wenn ich das Menschenwohl nicht auf die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit, sondern nur auf das, was augenblicklich gut und nützlich scheint, gründe, wenn nach Bebel sittlich ist, was augenblicklich Sitte, öffentliche Meinung oder an der Tagesordnung ist, dann wechselt der Begriff von Recht und Unrecht, wie die Begriffe, was heute oder morgen als nützlich erscheint. Darüber aber, was nützlich, hat jeder seine Meinung, meistens die: was ihm oder einer gewissen Gesellschaftsklasse nütze, sei darum auch schon recht und gerecht.

Der Katholik aber weiß, daß alle Gerechtigkeit verankert sein muß in der Religion und dem mit ihr gegebenen Pflichtbewußtsein des Gewissens und der Verantwortungsüberzeugung vor einem höheren Richter.

Nun weiß aber doch auch jeder, daß, wenn die jetzt am Ruder befindliche sozialdemokratische Regierung Religion und Kirche aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, die Kinder ihrem Einfluß entzogen, die Tätigkeit der Priester in der Seelsorge und der Ordensleute im Gebets- und charitativen Wirken lahmgelegt würden, wie oft hat man von dem intoleranten Zentrum gesprochen, aber hat denn je ein intoleranter Mann einen Ministersessel innegehabt als Adolf Hoffmann, der Kultusminister und Allerweltküster, und den haben doch die herrschenden Führer der Sozialdemokraten hineingesetzt.

Man klagt heute, und nicht mit Unrecht: es fehle eine religiöse Vertiefung. Wenn das aber der Fall ist, dann werden wir zu unserem Erstaunen sehen, wo die ganze öffentliche Erziehung des religiösen Einflusses entbehrt, wie schnell die oberflächlichen Katholiken der Kirche den Rücken wenden.

Wer das alles bedenkt, der weiß auch, welche heilige Pflicht und Aufgabe er in diesen Tagen hat.

Die ganze jetzt heranwachsende Generation, Gott der Herr, der hl. Vater, die Bischöfe, alle Gläubigen, die ihren Glauben und die Kirche wahrhaft lieben, schauen auf uns, ob wir würdig sind desjenigen, der mit seinem kostbaren Blut am Kreuze uns erlöst, die Kirche gegründet und ihr all die Gnadenmittel anvertraut hat, die uns und unsere Kinder zum Himmel führen sollen. Da tue doch auch jeder seine Pflicht, nehme den Wahlzettel in die Hand und werfe den papiernen Pfeil durch den Spalt der Urne mitten ins Zentrum.

Ich seh die großen Scharen wallen
Zum Wahllokale Stund um Stund;
Ich hör die weißen Zettel fallen
Drin auf der Urne tiefen Grund.

Und jetzt, wo wird sie ausgeleeret,
Und all die Namen werden kund,
Da hat die Treue sich bewähret,
Das Zentrum hoch! tönts in der Rund!

Englische Höflichkeit.

Wenn nächstens ich eines Tages fände — Daß groß gedruckt in der Zeitung stände — Fräulein Erna Schmitz und Herr Stuart Wiss — Sie zeigen hiermit in aller Stille' — Als Verlobte „London" und „Köln" sich an — So würd' ich nicht sagen: „Kann nit verstan", — Denn die Engländer, glaub ich, weil keine Leute, — Bringen leicht junge Damen auf ihre Seite. — Warum, das sei den Männern zur Warnung geschrieben, — die bisher noch unverehelicht geblieben. — Als ich kürzlich zum Anfang vom neuen Jahr — Auf dem Hinterperron der Elektrischen war — Da konnt im Innern zwischen Männern und Frauen — Ich auch einen jungen Engländer schauen — Im vornehmen Gestium, mit feinem Gesicht — Schien er ein gewöhnlicher Sterbe mir nicht — Eine Frau, schon älter, ihr Kleid war nicht fein, — Stieg eben noch in die Elektrische ein — Doch alle die Herren in dem engen Raum — Brachten das einsche Fräuchen kaum. — Sie blieben fest sitzen auf ihrem Platz — Und plauderten weiter mit ihrem Schatz. — Der Engländer aber erhob sich sofort — Und stellte sich an der Vordertwand Wort' — Neckchen er mit leichter Bewegung der Hand — Sich verbeugend der Frau bedeutet galant: — Sie möchte den Platz als den übrigen ansehen — So gleiche es sich, er wolf' gerne stehen — Und wie er hochgewachsen in hellem Licht — Dastand mit dem feinen Breitengesicht — Da blitzten die Augen der jungen Damen — Denn ihnen wohl gleich die Gedanken kamen — Der sei doch aus ganz anderem Holze geschnitzt — Als ihr Nachbar, der Jakob, der Franz und der Fritz — Deren jeder doch wie ein grober Klotz — So recht das Gegenteil von einem Prox. — Im übrigen aber es gleich mir schien — Der Fritz und Jakob und Valentin — Sie hätten im Augenblick doch empfunden — Daß sie in dem Engländer den Retter gefunden — So stumm liefen nämlich die Lüm sie hangen — Als seien die Pferde ihnen durchgegangen — Sie hatten gemacht ja ihre Sache auch schlecht — Und wenn ihre Unfeinheit dadurch sich rächt — Daß ein der Damen, wärs auch betrübt — Sich neuchtlings in einen der Engländer verliebt — Dann mögen der Jakob, Franz Fritz, Valentin — Daraus doch die alte Lehre sich ziehn — Mit dem Hut in der höflichen Hand — Kommt auch der Brite durchs deutsche Land. — — — So eben hats am Telephon geschellt — Ich werde zu einem Kranken bestellt — Da denn, bei Gelegenheit auch dieser Artikel — Soll Kunde wieder etwas Schönes gemeldet. — Eine Mutter, ein Mädchen, drei kleine Bübchen — Die noch gehörten ins Kinderstübchen — Entstiegen dem Wagen an einer Station — Und flugs springt einer der aus Albion — Mit einem Satz aus dem hinteren Raum — Und stellt sich auf an der Schiene Saum — Hebt flink jedes Mädchen und die kleine Maus — Mit freundlicher Miene aus dem Wagen heraus — Die Frau hat das sicher ihrem Manne erzählt — Ich selbst aber hab es mir ausersehlt — Den lieben Lesern es auch zu verkünden — Wie schön es sei, höfliche Menschen zu finden.

27)

Ein paar Wochen im Süden.

Die Kopisten können den Ausdruck der Augen nicht treffen und der ist eben hier alles. Der geistige Ausdruck des Schöpfers eines Kunstwerkes läßt sich nicht übertragen. Dante ins Deutsche übersetzt gibt niemals Dante wieder. Ja, wir möchten glauben, wenn man Raffael gebeten, die nämliche Madonna noch einmal zu malen, er hätte es selber nicht mehr vermocht. Vielleicht hätte er noch ein schöneres Bild gemalt, aber keine Madonna della sedia mehr, denn der Augenblick solcher Inspiration kommt nur einmal und nicht wieder. — Wer darum diese einzig schöne Darstellung besitzen will, dem raten wir keine gemalte Kopie, sondern eine gute Photographie zu kaufen, sie allein gibt, wenn auch nicht die Farben, doch den geistigen Ausdruck des Bildes am treuesten wieder.

Wir wollten kein Bild mehr sehen, um uns den Eindruck nicht verwischen zu lassen und haben sogar auf den Besuch der berühmten Uffizien verzichtet, damit der letzte Kunstgenuß in Florenz Raffaels Madonna uns bleibend in die Heimat begleiten sollte.

Man hat viel über Rembrandts Madonnen geschrieben, sogar gesagt, er mische in das unzweifelhaft Erhabene soviel Sinnliches ein, daß das göttliche profaniert werde und gerade von dieser Madonna della sedia sagen Einige, sie mache auf Höheres keinen Anspruch.

Ich weiß nicht, schreibt der Eine dem Andern, was solche Urteile angeht, alles noch — vielleicht ohne selbst das Bild je gesehen zu haben oder gehört es zur Kunstkritik, das Erhabene zu schwärzen, ich muß gestehen, ich bin nicht von diesem Bilde fortgegangen ohne den Eindruck — der das gemalt, der muß ein christlicher Künstler gewesen sein durch und durch. Soweit ist dieses Bild von Profanem entfernt und so sehr macht es auf Höheres Anspruch, daß auch aus diesem Bilde zu erkennen ist, der gottbegnadete Meister müsse seine hohe Begeisterung und seine wunderbaren Ideen gleichsam als Gnadengeschenke von oben empfangen und durch Liebe und Andacht so mit dem Bilde seiner inneren Welt eins geworden sein, daß er mit demselben sich gleichsam selbst darstellt und seine innere Welt offenbart. Das Innige, das Seelenvolle, das Hohe, Erhabene, Verklärte, die ganze Liebesfülle eines christlichen Geistes spricht aus diesem Rahmen mit dem Madonnenbilde zu uns — und was auch Bücher schreiben und kritisieren mögen über diesen Meister, wir haben eines seiner Werke selbst gesehen und empfunden, daß es nur einen einzigen Raffael und zwar einen echt christlichen Raffael gibt.

In der Kirche des hl. Aloysius.

Wir müßten nun eigentlich auch noch über die schönen Kirchen von Florenz berichten — aber wo denn anfangen und aufhören. Ist doch der Reichtum von Kunst und Kunstgegenständen an und in den verschiedenen Kirchen so groß, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte und wirklich geschrieben hat. Und was gewännen unsere Leser an Kenntnis, wenn wir ihnen den Dom beschrieben und ihnen von dessen kühnen Verhältnissen im Innern, der dekorativen Wirkung der Fassade, den herrlichen Portalen erzählten, vom Glockenturm und der Taufkirche, von Maria Novella mit dem ernsten, einfachen Baustil und von S. Croce, der früheren Franziskanerkirche mit berühmten Fresken von